

Teil I:

Der
geheimnisvolle
Fremde



Im Keller

Nostalgie und Sentimentalität finde ich entsetzlich.

Ich war ungefähr fünf Jahre alt und saß im Keller. Im Kohlenkeller eingesperrt zu werden, war die Höchststrafe für eine Frechheit. Mein Vergehen: Ich hatte dem Kindermädchen, Helene hieß sie, die Zunge rausgestreckt. Zu Recht, wie ich fand, sie wollte mich zwingen, einen Löffel Lebertran zu schlucken, der Kindern damals täglich zur Vermeidung von Rachitis verabreicht wurde. Zu Unrecht, urteilte die Großmutter, zerrte mich zur Kellertüre, stieß mich die erste Treppenstufe hinunter und schloss das Verlies.

Mein Gefängnis auf Zeit war der in Schiefergestein geschlagene Kohlenkeller, auf dem das große alte Haus meiner Großeltern am Rheinthronete. Ich liebte den Keller. Er war mir vertraut. Eine steile Treppe führte tief hinunter in wundersame Räume. Die roh verputzten Wände waren von Flüchtlingen aus dem zerbombten Köln während Luftangriffen der Alliierten im Zweiten Weltkrieg mit bunten Zeichnungen bemalt worden. Mein Lieblingsbild war das eines fetten Kochs, der sich mit Haube und Schürze über einen Topf auf einem altmodischen Herd beugt und mit spitzen Fingern dem, was immer da köchelt, eine Prise Salz hinzufügt. Sein durchgedrückter Rücken und der mächtige Hintern beeindruckten mich schwer. Durch einen schmalen, vergitterten Schacht fiel flirrendes Licht, in dem schwarze Flocken tanzten. In dem Gewölbe lagerte die Kohle, mit der die Heizanlage des Hauses befeuert wurde. In regelmäßigen Abständen rief die Großmutter durch die Türe: »Willst du dich entschuldigen?« Ich schrie zurück: »Nein!« Dieses Spiel kannte ich. Ich gewann es immer. Irgendwann gab sie auf: »Das Kind holt sich den Tod.« Und ließ mich heraus.

Ich betrachtete die grünen Flaschen, die hinter einem Gitter in Reih und Glied in einem hohen Regal lagerten. Ich wusste, dass der Großvater jeden Abend die Treppe hinunter in den Keller stieg und eine davon nach oben brachte. Vor dem Verschlag mit den Flaschen stand ein Herd. Der Großvater erzählte mir einmal, dass der Herd während der Bombenangriffe im Zweiten Weltkrieg installiert wurde. So konnte während der Luftangriffe für die vielen Schutzsuchenden im Keller Essen zube-

reitet werden. Die Kochstelle war weiß emailliert, hatte einen Backofen und vier gusseiserne Herdplatten. Diese konnte man herausheben und den Bauch mit Kohle füttern. In einer Ecke neben dem hohen Kohleberg lehnte eine modrig riechende löchrige Matratze an der Wand, aus der ich mit Daumen und Zeigefinger das Rosshaar herauszupfte. Ich stellte mir die Menschen vor, die sich in dieser Unterwelt auf ihr ausgestreckt hatten, während auf der Oberwelt die Granaten explodierten. Die Großmutter hatte oft davon erzählt, vom Heulen der Sirenen und höllisch lauten Einschlägen, die immer näher kamen.

Ab und an flitzte eine Maus durch die Dunkelheit und verschwand unter dem Spalt der Türe neben dem Kohleberg. Ich hatte keine Angst vor dem pelzigen Nagetier, ich mochte die Knopfaugen und die kleinen rosa Ohren, es war mein Zellengenosse, mein Verbündeter in der Gefangenschaft. Ich legte mich auf den Bauch und linste durch den Spalt, ich wollte sehen, wohin die Maus verschwunden war. Was ich erblickte, war totale Finsternis. Das nächste Mal, so schwor ich mir, breche ich die Tür auf. Ich will unbedingt wissen, was hinter ihr verborgen ist. Noch tief in den Eingeweiden des Verlieses dachte ich darüber nach, welche Untat mich wieder in die dunklen Gewölbe bugsieren könnte.

Rückblende: Das Haus, das meine Heimat wurde

Das Gebäude mit dem Keller, genannt Haus Herresberg, hatten meine Urgroßeltern mütterlicherseits 1917 gekauft. Es liegt am Ausgang eines Waldtales direkt an der Rheinuferstraße auf einer Anhöhe. Wenn man von der viel befahrenen Bundesstraße 9 abbiegt und über den felsigen Zufahrtsweg unter der Linde im Hof hinter dem Haus ankommt, befindet man sich plötzlich in einer mystischen Welt. Hier beginnt das Gebiet der mächtigen Wälder, die sich, nur einmal vom Ahrtal unterbrochen, bis zur Eifel erstrecken. Hier lebte ich während meiner frühen Kindheit in einem Mikrokosmos, der mit schillernden Gestalten gefüllt war und in dem ab und an ein geheimnisvoller Mann auftrat, der den Namen Vater trug.

Erbaut wurde Haus Herresberg um 1858 herum. Die Pläne stammten von einem gewissen Gustav Pharrius, der das Grundstück zwischen

Remagen und Oberwinter dem Kölner Großgrundbesitzer Graf Franz Egon von Fürstenberg-Stammheim abgekauft hatte. Der Kölner Graf nannte bereits oberhalb von Remagen die Apollinariskirche sein Eigen, die Mitte des 19. Jahrhunderts im neugotischen Stil erbaut worden war. Da konnte sich der vermögende Rheinländer gut von dem großen Grundstück mit 500 Hektar Wald direkt am Rhein trennen. Nach Pharrius' Ideen entstand ein elegantes dreistöckiges Gebäude mit ausgewogenen Proportionen – wie eine italienische Villa sah es aus mit der gelb angestrichenen Fassade und einer schwarz-weiß gefliesten Terrasse samt schmiedeeisernem Geländer. Man konnte die Villa vom Wohnzimmer aus betreten und hatte von dort einen weiten Blick über den Strom und das Siebengebirge. Auf dem Hof mit dem Kopfsteinpflaster ließ Pharrius eine Linde pflanzen. Der weitläufige Park fiel zum Rhein ab und war von einem hohen, schmiedeeisernen Zaun umgeben. Damals wurde auch die Blutbuche gepflanzt, die uns Kindern später als Klettergerüst diente. Was Pharrius in dem Haus trieb, ist nicht überliefert. 1867 verkaufte er das Anwesen an den Unternehmer Rudolf Rheinen aus Düsseldorf. Diesem schwebte eine kleine Landwirtschaft vor. Er setzte Obstbäume rechts und links des Weges, der in den Wald führte, Pflaumen wuchsen dort und Birnen. Im Park gediehen Pfirsiche und allerlei Beeren. 1870 ließ er oberhalb eines mit Apfelbäumen bestandenen Wiesentals ein Backsteinhäuschen bauen, ein zweigeschossiges Gebäude, in dem die Apfelernte gelagert wurde. Das Haupthaus bekam einen Seitentrakt, eine Scheune und einen Stall für zwei Kühe, ein paar Schweine sowie Gänse und Hühner.

1876 übernahm Rudolf Rheiners Sohn Herrmann das Anwesen. Der hatte mit Kühen, Schweinen und Äpfeln nichts am Hut. Er liebte das pompöse und ausschweifende Leben der Bourgeoisie des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Die kleine Landwirtschaft nebst allen Tieren verschwand, die Obstbäume kümmerten vor sich hin. Herrmann errichtete für seine nachmittäglichen Vergnügungen im Park eine Kegelbahn und einen Pavillon im Wald, in dem er stets wechselnden Damen nach einem Spaziergang den Tee servieren ließ. 1904 fügte er dem Haus einen dreistöckigen Turm hinzu, mit Erkern, einer großen Bibliothek mit

Kamin und einem eigenen Treppenhaus. Über die Partys, die Rheinen vermutlich in dem Haus veranstaltete, ist leider nichts überliefert.

1917 kauften meine Urgroßeltern den weitläufigen Grund und Boden nebst dem Haus. Sie waren Industrielle in Köln. Ihre Firma, die Aktiengesellschaft Felten & Guillaume, hatte mit der Produktion von zunächst Hanfseilen und später Kabeln beachtliche Gewinne eingefahren – 1902 war Felten & Guillaume der größte Kabelkonzern auf dem europäischen Kontinent –, da konnte man sich ein schönes Stück Land für Jagdausflüge am Wochenende leisten. 1908 hatten die Urgroßeltern ihre prachtvolle Sommerresidenz Schloss Ernich mit 36 Zimmern oberhalb von Haus Herresberg bezogen und benötigten die 500 Hektar Wald, die zu Haus Herresberg gehörten, um eine eigene Jagd betreiben zu dürfen. Das Haus vermieteten sie an wechselnde Bewohner aus Köln und anderswo. Sie waren nicht wählerisch, wer Miete zahlte, durfte einziehen.

So beherbergte Haus Herresberg von 1933 bis 1937 dann auch die Schlaf- und Behandlungsräume eines Kindersanatoriums unter der Leitung einer gewissen Frau Dr. Ann Marie Mommertz. Die Ärztin ließ eine Heizungsanlage einbauen, die mit Kohle betrieben wurde, und nahezu jedes Zimmer war jetzt mit fließendem Wasser versorgt. Liegekuren auf der schwarz-weiß gefliesten Terrasse mit Blick über den Rhein standen auf dem Programm, mit denen Dr. Mommertz ihre kleinen Patienten von Bronchialkatarrh, Asthma und Drüsenleiden kurierte. Der schwarze Schriftzug Kinder-Sanatorium an der schlossgelben Fassade ist von der Straße aus noch heute zu sehen. Nachdem alle Ärzte und Kranken sowie das gesamte Personal 1937 bei Nacht und Nebel unter Mitnahme von Röntgenapparaten, Höhensonnen und Mobiliar ausgezogen waren – kein Mensch wusste, warum –, kaufte mein Großvater der Erbgemeinschaft das Anwesen ab und zog mit seiner Frau und seinen zwei kleinen Töchtern in das alte Haus am Rhein.

Spion ante portas

Ende 1949 tauchte ein junger Mann auf Haus Herresberg auf. Er war groß gewachsen und schlank, trug nass geschneitete, schwarze Haare und hatte auffallend blaue Augen. »Carl Bassewitz«, stellte er sich

der Hausherrin vor, die ihm die Türe öffnete. »Kommen Sie herein.« Er sei Student der Agrarwissenschaft und auf der Suche nach Fräulein Schmalz, seiner ehemaligen Hauslehrerin. Sie habe ihn vor Jahren, vor der Vertreibung durch die Russen, in seinem Elternhaus in der Altmark unterrichtet. Er habe gehört, sie würde hier mit einer jungen Dame Mathematik und Latein pauken. Die Hauslehrerin fand er nicht vor, sie war längst in einer anderen Stellung. Aber eine der Töchter des Hauses war anwesend. Cornelia, 19 Jahre alt, eine dunkelhaarige Schönheit und Jurastudentin in Bonn. Carl Bassewitz war jetzt häufiger Gast auf Haus Herresberg.

Die Hausbewohner, vor allem die Hausherrin und die Urgroßmutter, liebten ihn: Der junge Herr stammte aus gräflichem, wenn auch mittlerweile verarmtem Haus, sah gut aus, war gebildet und charmant, einen besseren Mann konnten sie sich für ihre älteste Tochter nicht wünschen. Und auch diese war von dem feschen Grafen angetan. Neben ihren Studien an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn waren Carl und Cornelia häufige und gern gesehene Gäste bei verschiedenen gesellschaftlichen Ereignissen: Bälle des Bonner Corps Borussia, Einladungen sududenteutscher Vereinigungen, Empfänge des Johanniterordens und Studentenfeten. Den Karneval in Köln lebte der junge Graf besonders gerne aus, sich zu verkleiden, in andere Rollen zu schlüpfen, war seine Leidenschaft. Mal ging er als Clown, mal als Schornsteinfeger, mal als Tünnes, mal als Schäl. Von Ende Januar bis Mitte Februar wurde in wechselnder Kostümierung gefeiert. Auszug aus einem Brief an seine Mutter vom Februar 1952: »Fest in der Kegelbahn mit circa 50 weiteren Personen, Fest beim ›Sprachendienst‹ in Bonn mit circa 100 Personen, am 9.2. auf der Straße bis ›der Zoch kütt‹ in Köln, bei Freund A. eine kleine Nachfeier und anschließend eine große Sause, wo [sic] steht noch nicht fest. Am 10.2. eine Privatfete, am Aschermittwoch Abschluss des Karnevals auf dem ›Lumpenball‹.«

Vier Jahre unbeschwerter Spaß auf dem Bonner Parkett blieben nicht folgenlos: 1953 gaben Carl und Cornelia ihre Verlobung bekannt. Am 22. Mai 1954 fand die Hochzeit statt. Neun Monate später kam meine Schwester auf die Welt und drei Jahre später ich.